

---

**Eva Mayerthaler / Claudia Elisabeth Pichler / Christian Winkler** (edd.), *Was grammatische Kategorien miteinander machen: Form und Funktion in romanischen Sprachen von Morphosyntax bis Pragmatik. Festschrift für Ulrich Wandruszka* (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 527), Tübingen, Narr, 2011, 284 p.

In der vorliegenden Festschrift, mit der Ulrich Wandruszka für seine langjährige wissenschaftliche Tätigkeit geehrt wurde, finden sich Beiträge zu verschiedenen Gebieten und Themen der romanischen Sprachwissenschaft, wodurch auch die Bandbreite der Forschung des Jubilars wiedergespiegelt wird. Obwohl die Beiträge von recht spezifischen Problemen der kategorialgrammatischen Analyse morphologischer, syntaktischer und semantischer Phänomene bis hin zu feinen, auch literaturwissenschaftlich relevanten textlinguistischen Überlegungen und i. w. S. soziolinguistischen Studien reichen, bildet die Untersuchung der Form-Funktions-Relationen in der Sprache aus synchroner und diachroner Sicht (insbesondere die Fragen des Sprachwandels und der Reanalyse) den zentralen Bereich.

Claudia Pichler untersucht in ihrem Beitrag *Gebundene Morpheme und morphologische Reanalyse – Eine kategorialgrammatische Betrachtung* [31–55] die Möglichkeiten der Anwendung kategorialgrammatischer Analyseverfahren zur Beschreibung der morphologischen Reanalyse, wobei Kombinationen von Suffixen, die Entstehung neuer Suffixe und der Einfluss der Phonetik auf die Morphologie den Schwerpunkt der Studie bilden. Nach einer knappen Darstellung zentraler Konzepte der Konstruktionsgrammatik wird die Erfassung von Flexionsuffixen als Bindeglied zwischen Morphologie und Syntax in diesem Rahmen diskutiert. Dabei werden verschiedene Fälle der semantischen Akkumulation besprochen, insbesondere italienische Gerundivkonstruktionen, unter denen die absolute Konstruktion mit kausaler Semantik von großem Interesse ist. Anhand reichhaltigen Beispielmaterials aus verschiedenen Sprachen zeigt die Vf. schließlich auf, wie die Entstehung komplexer Morpheme durch Suffixkombination erklärt werden kann. Besonders interessant ist der Hinweis auf die Interaktion

morphologischer und phonetischer Repräsentationsebenen wie bei dem als Interrogativsuffix reanalysierten Morphem [-til] im Französischen.

Im Beitrag von Christoph Schwarze *Wie syntaktisch ist die Morphologie? – Der vierte Verbstamm des Italienischen in einem Schichtenmodell* [57–77] wird zunächst die These Wandruszkas diskutiert, eine einheitliche Beschreibung von Flexionsmorphologie und Syntax sei möglich, da in beiden Fällen eine Funktor-Komplement-Relation im Mittelpunkt steht. Der Autor verweist auf die radikal entgegengesetzten Vorstellungen von Stump, nach denen eine interne Konstituentenstruktur der Wörter zu verneinen ist, und setzt sich zum Ziel, am Beispiel der Allomorphie in der romanischen Verbflexion ein morphologisches Modell zu präsentieren, das auch diachron die Realisierung von Flexionsmerkmalen erfassen kann. Dieses Schichtenmodell beinhaltet vier Komponenten: eine Lautkette, eine syntaktische Kategorie, eine lexikalische Bedeutung und eine Konfiguration funktionaler Merkmale, wobei sowohl syntagmatische als auch nicht-syntagmatische Prozesse die relevanten Regeln realisieren können. Somit kann innerhalb morphologischer Verfahren zwischen verkettenden Prozessen (it. *cas- + -e*), phonetischer Markierung (*Vogel – Vögel*), nicht-verkettenden Prozessen ohne phonetische Markierung (wie Konversion) und Prozessen, die nicht-funktionale morphologieinterne Merkmale erzeugen (*finire – fini-sc-o*), unterschieden werden. Die anschließende Analyse präsentiert die Muster der Bildung unregelmäßiger vierter Stämme der italienischen Verben, wobei begründet wird, warum diese im lexikalischen und nicht im morphologischen Wissen gespeichert sein dürften. Besonders wertvoll ist die abschließende Beobachtung, dass die Relation zwischen verkettenden und phonetischen Prozessen sowie der Umfang von funktionalen Merkmalen gegebener Strukturen typologische Unterschiede zwischen den Sprachen belegen kann. So scheint das Italienische in der Morphologie stark verkettend zu sein, während das Spanische zur phonetischen Markierung (Variation des Wurzelvokals) tendiert.

Sabine Laaha, Dominique Bassano, Isabelle Maillochon und Wolfgang U. Dressler untersuchen in ihrem Beitrag *Constructions synthétiques et analytiques dans l'acquisition de la flexion verbale en français et allemand autrichien* [79–91] die Schnittstelle Morphologie-Syntax im Spracherwerb. Trotz tendenzieller Ähnlichkeiten zwischen dem Dt. und Fr. bei den analytischen und synthetischen Konstruktionen der Verbmorphologie unterscheiden sich die beiden Sprachen in einigen wichtigen Bereichen, wodurch getestet werden kann, ob nicht-markierte Konstruktionen vor markierten erworben werden und ob Ikonizität und Transparenz der Konstruktion den Erwerb begünstigen. Die gesammelten Daten insbesondere zu morphologischen Fehlern und der Entwicklung der Grammatikkompetenz scheinen diese Annahmen zu bestätigen, wobei die Autoren zurecht auch auf einige in der vorliegenden Studie nicht berücksichtigte Einfluss-

faktoren (wie z.B. die Input-Eigenschaften in den aufgezeichneten Gesprächen) verweisen.

Im Beitrag von Hans Geisler *Wie sinnlich sind grammatische Kategorien?* [93–108] diskutiert der Autor im Rahmen der *Embodied Cognition* die Rolle sensorischer Erfahrung in der Bildung grammatischer Kategorien. Als Beispiel wird dabei zunächst die Transitivität als ein prototypisches Konzept mit einem wollenden, kontrollierenden und aktiven Agens, einem nicht-wollenden, nicht-kontrollierenden und inaktiven Patiens und einer abgeschlossenen, realen und wahrnehmbaren Handlung besprochen. Die nicht-transitive syntaktische Kodierung transitiver Prozesse hängt z.T. mit diskursfunktionalen/informationsstrukturellen Faktoren zusammen, z.T. kann aber auch Polysemie solche Kodierungsschwankungen begünstigen, wobei die Reduktion der Kontrollfunktion zu einer nicht-transitiven Realisierung führen kann (*Sigue el coche* vs. *Un suceso sigue a otro*). Besprochen werden unter diesem Gesichtspunkt die semantischen Bereiche *lokales Nachfolgen*, *Berühren*, *Helfen*, *Perzeption* und *kognitiver Vorgang*. Schließlich wird die semantische Kategorie des *Besitzens* in ihrer Kodierung zwischen «Empfindungs-» (*mihi est domus*) und «Tatauffassung» (*tengo dinero*) situiert (interessant wäre hier die Frage, wo z.B. das Türkische *evim var – es gibt mein Haus* für die Besitzbeschreibung zu verorten wäre).

Der Beitrag *Referentielle Semantik als Verstehensinstrument* [109–127] von Michael Metzeltin greift die in der *Textsemantik* von Metzeltin und Jaksche vorgeschlagene Klassifikation semantischer Objekte wieder auf, welche als Grundlage für eine semantische Metasprache fungiert, die die analytische Darstellung und Paraphrase von zu untersuchenden Kommunikaten erlauben soll. Die Anwendung dieses Verfahrens wird im Detail auf der satzsemantischen, textsemantischen und narrativen Ebene anhand mehrerer literarischer Texte illustriert, wobei über die referentielle Komponente hinaus auch stilistische Verfahren und komplexe metaphorisch-allusive Bedeutungsschichten erfasst werden können.

Daniel Jacob untersucht in seinem Beitrag *Was Wortarten miteinander machen: syntaktische Kategorien zwischen semantischer Funktion und struktureller Einbettung* [129–144] am Beispiel der Wortarten die Frage, in welchen Bereichen kompositionelle Kombinatorik als Beschreibungsinstrument einer Syntax mit z.T. von der Semantik und Pragmatik unabhängigen Regeln funktionieren kann. Er diskutiert dabei zwei entgegengesetzte Auffassungen, nämlich erstens, dass die Wortarten als Korrelate bestimmter begrifflicher Bereiche zu betrachten sind vs. zweitens, dass prinzipiell jedes Konzept durch jede Wortart zum Ausdruck gebracht werden kann. Seine prototypentheoretisch inspirierte Lösung, die an das Konzept der grammatischen Metapher bei Halliday erinnert, besteht in der Annahme, dass die zweite Aussage zwar prinzipiell stimmt, die Wortarten jedoch normalerweise (aber eben nicht ausschließlich) darauf spezialisiert sind, be-

stimmte Begriffsbereiche zu realisieren. Anhand des Phänomens der Kausalität untersucht er anschließend die Faktoren, welche eine Abweichung von der «normalen» Kodierung bedingen oder begünstigen können. Dabei werden generische – und definitorisch eher unklare – Erklärungsvorschläge (wie das Streben nach einer höheren «Informationsdichte») zurecht hinterfragt. Es gelingt dem Autor zu zeigen, dass informationsstrukturelle Aspekte und insbesondere der präsupponierte vs. assertierte Charakter der Information hierbei zentral sind.

Im Beitrag Werner Abrahams *Aspektopposition, V1, Definitheit sowie Partikelsetzung zur Gliederung von erzählerischem Vorder- und Hintergrund* [145–170] werden die sprachlichen Realisierungsformen der Vorder- vs. Hintergrundierung und der Beschleunigung vs. Verzögerung anhand französischer literarischer Texte (sowohl in der klassischen Tradition als auch nach der insbesondere durch Camus eingeleiteten Reoralisierung) und althochdeutschen sowie altisländischen Sprachmaterials analysiert. Hierbei wird das komplexe Zusammenspiel von Tempus, Aspekt und Aktionsart offengelegt und weiteren Kodierungsoptionen wie Wortstellung (insbesondere V1) und Diskurspartikeln gegenübergestellt. Somit wird ein breiter Überblick über recht unterschiedliche Realisierungsmuster dieser funktionalen Kategorien in der Erzählung geliefert. Interessant wäre eine genaue Diskussion der tatsächlichen Kausalzusammenhänge, insbesondere bei Camus: Ist die Verwendung des *passé composé* Ergebnis einer Reoralisierung der Erzählung an sich oder der konkreten Textkonzeption mit einem Ich-Erzähler, der eben die auch vom Vf. angesprochene *tense of an eyewitness narrator* nach Fleischmann verwendet?

Thomas Krefeld analysiert in seinem Artikel «*Mi sbattissi a testa mura mura*» – *sizilianische Reduplikationsadverbiale* [171–182] die Wiederholung einer sprachlichen Einheit als semiotische Technik am Beispiel der nominalen und verbalen Reduplikation im Sizilianischen. Im ersten Fall stellt der Vf. fest, dass die Reduplikation einen Kategorienwechsel vom Nomen zum Adverbial bewirkt, was auch an dem indefiniten und nicht-spezifischen Charakter der Nomina abzulesen ist. Die Systematik dieses Verfahrens insbesondere mir ihrer lokalen Bedeutung erlaube dessen Klassifikation als syntaktisch-funktionales (und nicht phraseologisches) Muster zur Darstellung des situativen und v.a. räumlichen Hintergrunds einer Handlung. Die Reduplikation des Gerundiums scheint die Kodierung der somit zum Ausdruck gebrachten Handlung als einen okkasionellen und nicht notwendigen Begleitumstand zu bewirken. Schließlich wird die – im Sizilianischen frei verfügbare – Wiederholung des Finitums in adverbialen Nebensätzen (*unni vai vai basta ca u fai* 'wohin du auch gehst, du musst es nur tun') als Marker der Irrelevanz der Handlung für den im Hauptsatz dargestellten Sachverhalt analysiert. Bei dieser zweifellos korrekten semantischen Beschreibung stellt sich allerdings die Frage, ob die Zuordnung zur Kategorie Reduplikation plausibel ist. Nach Auskunft von Muttersprachlern besteht beim zitierten

italienischen Beispiel *Come lo fai fai, il pesce è sempre troppo buono* (sowie in weiteren Beispielen wie *Come va va, Chi c'è c'è, Cosa resta resta*) systematisch das prosodische Muster mit aufsteigender Intonation beim ersten Verbvorkommen und absteigender Abschlussintonation beim zweiten. Auch in anderen Sprachen scheint dieses semantische Muster mit denselben prosodischen Eigenschaften möglich zu sein: So im Armenischen *Vonts lini lini, jes el ban chem anelu* 'Wie es sein wird, wird es sein, ich mache nichts mehr', das anscheinend eher auf eine Korrelatstruktur der Art *Vonts lini togh ajdpes el lini* 'Wie es sein wird, so wird es sein' zurückgeht (cf. auch das auch im Dt. mögliche *Wer kommt, kommt für Wer kommt, der kommt*). Somit erscheint hier die Analyse als eine elliptische Zweisatzstruktur wahrscheinlicher als Reduplikation in demselben Sinne wie bei den anderen Beispielen.

Elisabeth Stark geht in ihrem Beitrag *L'expression de la réciprocité dans trois langues romanes* [183–199] zunächst auf die wichtige konzeptuelle Unterscheidung zwischen der Reziprozitätssituation als extralinguistischem Phänomen und reziproken sprachlichen Strukturen und Markern der Reziprozität als Untersuchungsgegenstand der Linguistik ein. Auf dieser Grundlage wird die morphosyntaktische Markierung der Reziprozität im Französischen, Italienischen und Spanischen untersucht und der Versuch unternommen, die Divergenzen zwischen diesen Sprachen sprachhistorisch zu erklären. Anhand der Gegenüberstellung der «light»-Markierung mit dem Reflexivum und der «heavy»-Markierung durch die komplexe Anapher (mit obligatorischer Präposition im Spanischen) *l'uno ... l'altro/l'un + (Präp) + l'autre/el uno Präp el otro* werden insbesondere die Tendenz zur einfachen Markierung durch eines der beiden Verfahren und die weiter fortgeschrittene Grammatikalisierung des anaphorischen Markers im Italienischen offengelegt. Die Analyse der historischen Daten zeigt schließlich die Rolle der bestehenden oder fehlenden Kasusmarkierung in den früheren Sprachstufen für die Entwicklung der reziproken Konstruktionen auf.

Barbara Wehrs Beitrag *Para-Diathesen im Italienischen* [201–224] ist italienischen Konstruktionen «zwischen Aktiv und Passiv» gewidmet, bei denen nicht-agenswertige Subjektbelegungen zustande kommen (insb. «Adressatenpassiv»). Im Detail werden zwei in italienischen Dialekten vorkommende Konstruktionstypen – VOLEO + P.P. (*L'uovo, lo voglio poco cotto*) und HABUI/HABEO HABUITO + P.P. (*Il libro, l'ho avuto regalato da Piero*) – untersucht, die auch im Französischen häufig, im Standarditalienisch jedoch selten sind. Belegt wird dabei der Einfluss lateinischer Vorläufer auf diese Strukturen. Schließlich zeigt die Autorin, dass die Seltenheit solcher Konstruktionen im Standarditalienischen durch die freiere Wortstellung erklärbar ist, welche die Topik-Position des Adressaten ohne dessen Realisierung durch das Satzsubjekt ermöglicht. Der Beitrag besticht durch sehr genaue Detailanalysen, bei denen nur auf eine Unklarheit zu verweisen ist:

Es erscheint nicht ersichtlich, inwiefern das französische Beispiel *tu auras ton chapeau retiré* als Entsprechung der Struktur *ebbi/ho avuto* + P.P. (also mit einer perfektiven Form von *avere*) gelten kann.

Stefan Schneider liefert in seinem Aufsatz *Die Entstehung einer neuen Kategorie: Reduzierte parenthetische Teilsätze im Alt-, Mittel- und Neufranzösischen* [225–244] eine ausführliche Analyse der Entstehung und diachronen Entwicklung reduzierter parenthetischer Strukturen mit adverbialer Funktion (*je crois* etc.) und untersucht die drei möglichen theoretischen Erklärungen, welche für dieses Phänomen vorgeschlagen wurden: *complement-fronting-hypothesis* (Ross), nach der diese Teilsätze aus dem ursprünglichen Hauptsatz mit Trägersatz als Komplementsatz entstanden sind, *pro-form deletion hypothesis* (Emonds), nach der die Struktur aus einer parataktischen Verbindung mit einer pronominalen Anapher entstanden ist, die im parenthetischen Satz getilgt wurde, und der Vermutung, dass der parenthetische Teilsatz von Anfang an untergeordnet als Satzadverbiale generiert wird (Jackendoff). Diese Hypothesen werden anhand von reichhaltigem Sprachmaterial aus dem Altfranzösischen überprüft, wobei sowohl die Kookkurrenzen mit anderen Elementen (wie Anapher und Komplementierer) als auch Positionseigenschaften, semantische Faktoren und der Bestand an verschiedenen Varianten von reduzierten parenthetischen Teilsätzen Berücksichtigung finden. Auf der Grundlage einer detaillierten und sehr überzeugenden Analyse scheint die Hypothese einer parataktischen Ursprungsform mit pronominaler Anapher die wenigsten Erklärungsschwierigkeiten zu bereiten, wobei jedoch auch die beiden anderen Prozesse einen Einfluss auf die Entwicklung der aktuellen Formen gehabt haben dürften (was jedoch erst nach weiteren Detailuntersuchungen geklärt werden könnte).

Giampaolo Salvi zeigt mit seinem Beitrag *«forse cui»: Il contributo della linguistica all'interpretazione dei testi antichi* [245–268], welche Rolle eine genaue historisch orientierte linguistische Analyse für die Interpretation literarischer Texte spielen kann. Der Satz Dantes *Da me stesso non vegno: / colui ch'attende là per qui mi mena / forse cui Guido vostro ebbe a disdegno* scheint prinzipiell zwei Lesarten zu erlauben: Nach der traditionellen Bilde *colui ch'attende là* den Bezug des versetzten Relativsatzes *forse cui ...*, nach dem neueren Interpretationsvorschlag handele es sich bei dem *forse-cui-Satz* jedoch um einen freien Relativsatz. Darüber hinaus stellt sich die Frage nach dem genauen Skopus von *forse*. Bei der Analyse wird historisches Sprachmaterial herangezogen, um die entscheidenden Faktoren im Detail zu überprüfen: 1. die Möglichkeit der Rechtsversetzung des Relativsatzes, die im Altitalienischen durchaus gegeben war, 2. die genaue Fokusposition im Hauptsatz, die zwar beim präverbalen Fokus normalerweise direkt vor dem Verb zu verorten, jedoch bei Dante auch an anderen Stellen vorkommt, 3. die Syntax der freien Relativsätze, insbesondere die syntaktischen Funktionen

des Bezugsnominals und des Relativpronomens, 4. die Rektion des Verbs *menare* und 5. die Möglichkeit, durch *cui* eine Lokalgängung zu realisieren. Nach der Diskussion der genauen Funktion von *forse cui* und der Latinismen bei Dante kommt der Autor zu dem Ergebnis, dass bei beiden Lesarten eine Abweichung von der damaligen Norm festzustellen ist. Jedoch entspräche bei der ersten Interpretation diese Abweichung den Eigenheiten der Sprache Dantes.

Georg Kremnitz diskutiert in seinem Beitrag *Zur Frage des Zeitpunkts der Erarbeitung von Referenzgrammatiken: Katalanisch, Baskisch und Galicisch im Vergleich* [269–284] die historischen Rahmenbedingungen und Faktoren, die bei der Entstehung von Referenzgrammatiken eine Rolle gespielt haben. Der große Erfolg des Normierungsvorschlags Fabras für das Katalanische hängt einerseits mit der historischen Stärke der Sprache mit zahlreichen Referenzwerken und der wissenschaftlichen Qualität des Vorschlags, aber auch mit dem äußerst günstigen politischen Rahmen zusammen, da der Katalanismus zu dieser Zeit eine dominante politisch-ideologische Kraft bildete. Das Baskische war in all diesen Bereichen weniger begünstigt, so dass bereits die Findung einer Referenzform Schwierigkeiten bereitete. Durch die Unterdrückung unter der Franco-Herrschaft verzögerte sich diese Entwicklung noch mehr, so dass sich das Batua erst ab 1980 allmählich als Referenzvarietät durchsetzt. Trotz der langen schriftsprachlichen Tradition wird für das Galicische aufgrund der politischen und wirtschaftlichen Schwäche der Region ebenfalls erst im 19. Jh. die Suche nach einer Referenzsprache eingeleitet. Hierbei wird dieser Prozess durch die Diskussion über das sprachliche Modell behindert: Eingliederung in das Portugiesische, Erarbeitung eigener Referenzform nach dem portugiesischen Vorbild oder eine vom Portugiesischen und Kastilischen unabhängige Referenzsprache. Erst seit den 1980er Jahren wird die Normierungsarbeit konsequenter betrieben, wobei immer noch Schwankungen zu verzeichnen sind und der Konflikt zwischen der Notwendigkeit einer deutlichen Fixierung und der Funktionsfähigkeit im alltäglichen Gebrauch noch ungelöst bleibt.

Bedenkt man den fast inhärent heterogenen Charakter der Textsorte Festschrift, so stellt man fest, dass es sich bei dem vorliegenden Exemplar um ein gelungenes Werk handelt, bei dem eine ganze Reihe thematisch kompatibler Beiträge zu synchronen und diachronen Fragen der Kategorialgrammatik, der Reanalysephänomene und allgemeiner zu Form-Funktion-Relationen in Morphologie und Syntax mit einigen Studien zu weiteren pragmatischen, text- und soziolinguistischen Fragestellungen zusammengefasst ist, womit dieser Band auch das Werk des Jubilars gebührend würdigt.